

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

Fortsetzung

Der Gendarm machte die Bemerkung, man könne ja die Türe der Kammer abschließen und so seine Person für andere Dienste bereit halten, und der Maire nahm den Vorschlag an. Die Türe wurde also abgeschlossen, der Maire steckte den Schlüssel zu sich, und alle gingen schweigend die Wendeltreppe hinauf und durch das Oratorium und den Korridor zur Wohnung des Pfarrers zurück. Als Abbe Montmoulin das Oratorium durchschritt, warf er einen schmerzlichen Blick in das Chor der Kirche. Er ahnte, daß er dieselbe lange, vielleicht nie mehr betreten würde; aber der Gedanke an die Gegenwart Jesu Christi im Tabernakel richtete ihn auf und tröstete ihn inmitten dieser Trübsal. „Du kennst meine Unschuld. Du befest für mich. Du wirst mir beistehen, daß ich meine heilige Priesterpflicht nicht verlese. Mag kommen, was will: ich bin in Gottes Hand!“ So betete der Pfarrer in seinem Herzen, während er, jetzt schon fast wie ein Gefangener, zwischen den finster blickenden Männern seinem Zimmer zuschritt.

Zehntes Kapitel Das Protokoll

Im Wohnzimmer angelangt, schrieb der Maire auf ein Blatt Papier, das ihm der Pfarrer hinlegte, rasch die Worte: „M., Polizeipräfektur. Raubmord in St. Victoire entdeckt. Bitte, sofort erfahrenen Untersuchungsrichter mit Gendarmen zu schicken. Grandjean, Maire.“ Herr Carillon war bereit, das Telegramm zur Post zu bringen, hat aber, daß ihn der Gendarm mit der Laterne begleite. Man mußte dem Wirt zu Willen sein; denn er erklärte, um keinen Preis allein durch die Korridore dieses unheimlichen Baues zu gehen.

Raum hatten die beiden das Zimmer verlassen, so ergriff der Maire die Quittung, welche noch auf dem Schreibtische lag, wo sie Madame Blanchard unterzeichnet hatte. „Was ist das?“ fragte er den Pfarrer.

„Madame Blanchards Empfangsschein“, antwortete Abbe Montmoulin.

„Sehr vorsichtig, von der Frau einige Minuten vor ihrem Tode diesen offenbar schon vorher geschriebenen Schein

unterzeichnen zu lassen!“ bemerkte der Maire. „Und Sie haben keine Ahnung, wo das Geld jetzt ist?“

„Nein. Ich weiß nichts.“

„So, so! Hm, es wird die Aufgabe des Herrn Untersuchungsrichters von M. sein, den wir noch vor Tag hier erwarten, das ausfindig zu machen. Ich denke, er dürfte nicht allzuweit zu suchen haben. Inzwischen empfiehlt es sich wohl, meine Herren, ein kurzes Protokoll über die traurigen Ergebnisse unserer vorläufigen Untersuchung aufzusetzen. Das wird dem Gerichte von Nutzen sein. Herr Pfarrer, Sie ziehen vielleicht vor, sich inzwischen etwas niederzulegen? Halt — das Schlafzimmer hat doch keinen andern Ausgang?“ Damit ergriff der Maire die Lampe und leuchtete in die kleine Schlafkammer.

„Sie werden doch nicht glauben, daß ich einen Fluchtversuch vorhabe?“ sagte der Pfarrer schmerzlich bewegt. „Ich muß ja freilich leider bemerken, daß ich Ihnen verdächtig vorzukommen scheine. Ich kann nur meine Unschuld behaupten, welche die Untersuchung hoffentlich klarlegen wird. Ein Fluchtversuch müßte aber den schlimmsten Verdacht rechtfertigen.“

Der Maire sah dies ein, und da überdies das einzige Fenster ziemlich hoch über dem gepflasterten Hofe lag, ließ er den Pfarrer allein in seinem Schlafzimmer und setzte sich mit den beiden Herren an den Tisch, um das Protokoll zu diktieren, welches der Notar niederschrieb. Ohne gerade partiisch sein zu wollen, setzte er in demselben das Benehmen und die Reden des Pfarrers unwillkürlich in ein schiefes Licht, das sie verdächtig erscheinen ließ.

Inzwischen wollte sich Abbe Montmoulin nach einem kurzen Gebete um Kraft und Hilfe in seinen Kleidern aufs Bett niederlegen. Da gewahrte er zu seinem Schrecken, daß seine Soutane von den Knien abwärts mit noch feuchten Flecken behaftet sei. Was konnte es sein? Er untersuchte seine Fingerspitzen beim Scheine der Kerze — es war eine rötliche und klebrige Masse. „Blut?! — ja wahrhaftig geronnenes Blut!“ sagte er zu sich selbst. Und nun fiel ihm auch die Erklärung ein, und es graute ihm unwillkür-

lich. Er hatte sich, ohne es zu ahnen, neben der Leiche in das geronnene Blut gekniet, welches der unselige Loser mit so großem Schrecken in einem Bächlein hatte auf sich zu kommen sehen! Ohne länger nachzudenken, griff er nach dem Waschbecken und begann, nicht ohne Grausen die unheimlichen Spuren aus seiner Soutane auszuwaschen. Es dauerte nicht lange, so war das Wasser blutigrot gefärbt. Er wollte die Schüssel durch das Fenster ausgießen und mit frischem Wasser aus dem Krüge seine Arbeit fortsetzen; denn noch zahlreiche und große Flecken blieben zu reinigen. Als er aber das Fenster aufriß, das sich nur mit Geräusch öffnen ließ, hörten es die Herren in der anstößenden Stube, und sofort stürmte der Maire in die Schlafkammer, in der Meinung, der Geistliche wolle dennoch einen Fuchtwort machen.

Mit dem Rufe: „Was machen Sie da? Was haben Sie da?“ stürzte er auf den Pfarrer los und entriß ihm das Waschbecken. „Das ist ja Blut!“ rief er entsetzt. „Meine Herren, sehen Sie doch!“ „Eine ganze Schüssel voll Blut!“ rief der Notar, leichenblaß vor Schrecken.

„Ja, es ist Blut“, antwortete Abbe Montmoulin ziemlich ruhig. „Ich muß mich da drunten neben der armen Madame Blanchard in dasselbe gekniet haben — sehen Sie nur meine Soutane — und ich versuche jetzt, dieselbe zu waschen.“

So einfach und vernünftig die Erklärung war, sie befriedigte den Maire, der nun einmal Verdacht geschöpft hatte, keineswegs. „Wer weiß, wann und wie diese Flecken in die Soutane gekommen sind!“ rief er. „Jedenfalls bleibt die Schüssel samt Inhalt stehen, und das Kleid haben Sie die Güte mit einem andern zu vertauschen. Wenn ich mich nicht irre, hat die Wissenschaft Mittel, aus der Beschaffenheit der Blutkügelchen darzutun, wann das Blut vergossen wurde.“

„Ich habe nur noch eine Soutane, und diese wurde in der letzten Nacht auf einem Versegange arg verunreinigt. Sie wird in der Küche zum Trocknen hängen“, sagte Abbe Montmoulin.

„So wollen wir dieselbe miteinander holen“, entgegnete der Bürgermeister. „Ich bestehe darauf, daß Sie dieses Kleid ablegen, damit die Wissenschaft diese höchst verdächtigen Flecken untersuche.“

Achselzuckend fügte sich der Pfarrer, ergriff die Lampe und ging den Herren quer über den Gang in die kleine Küche voran. Dieselbe hochhaltend, leuchtete er in die dunkle Ecke neben dem Herde, wo die Soutane zwar trocken, jedoch mit Rot über und über bedeckt hing. Die alte Susanne hatte noch keine Zeit gefunden, dieselbe zu reinigen. Abbe Montmoulin wollte sie eben von dem Haken herunternehmen, als der Gemeindegemeinschreiber einen Schrei ausstieß und auf einen Armkorb deutete, der im Winkel neben dem Herde stand.

„Der Korb meiner armen Schwester!“ rief er.

Der Maire hob ihn auf und öffnete ihn. Es war kein Zweifel. Auf der Innenseite des Deckels war eine Karte Madame Blanchards angebracht. Er war leer.

„Kennen Sie auch diesen Armkorb?“ fragte der Maire den Pfarrer.

Betroffen antwortete derselbe: „Ja, es ist der Armkorb Madame Blanchards. Ich selbst legte das Geld in ein Tuch gebunden in denselben.“

„Und wie erklären Sie sein Hierherkommen?“

„Das ist es eben, was mich verwirrt. Ich habe keine Erklärung dafür.“ Kaum hatte Abbe Montmoulin das gesagt, da fuhr ihm der Gedanke durch den Sinn, der Mörder habe am Ende absichtlich den Korb hierhin gestellt, um den Verdacht auf den Pfarrer zu lenken; ja derselbe habe vielleicht nur bei ihm gebeichtet, um ihm durch die Pflicht des Beichtgeheimnisses den Mund zu schließen. War das der Fall, dann war auch die Beicht nur eine geheuchelte (simulierte) und gar keine Beicht; ein solches geheucheltetes Bekenntnis legt aber dem Priester natürlich auch nicht die Pflicht des Beichtgeheimnisses auf. Es schien sich dem guten Pfarrer ein Ausweg aus seiner schwierigen Lage zu öffnen. Er brauchte nur zu erklären, Loser sei bei ihm gewesen und habe ihm unter dem geheuchelten Vorgeben, er wolle beichten, alles gestanden; er habe zuerst dessen Geständnis für eine wirkliche Beicht gehalten und deshalb nichts von seinem Besuche und von dem Verbrechen mitteilen dürfen. Jetzt aber durchschaue er den teuflischen Plan des Mörders und sei zu keinem Schweigen verpflichtet. Das mußte alles aufklären und den Verdacht von dem Unschuldigen auf den Schuldigen ablenken. Man kann sich

denken, wie gerne Abbe Montmoulin diese wichtige Erklärung abgegeben hätte; aber die Frage hielt ihn zurück, ob es denn so ausgemacht sei, daß Loser nur geheuchelt habe. Nur wenn das ganz sicher war, wenn also ganz sicher sein Geständnis keine Beicht war, bestand auch keine Pflicht des Beichtgeheimnisses; eine auch noch so große bloße Wahrscheinlichkeit entband ihn keineswegs von dieser heiligen Pflicht. Der Pfarrer mußte sich aber sagen, Loser habe ihm freilich nur aus purer Angst seine Tat gestanden, allein doch in der Absicht, von derselben losgesprochen zu werden. Und selbst wenn der Mörder in der Absicht, den Verdacht seiner Tat auf den Pfarrer zu wälzen, den Armkorb des unglücklichen Opfers nach der Beicht hierhin gestellt hätte, so würde das noch kein sicherer Beweis sein, daß dieselbe nur eine geheuchelte war. Abbe Montmoulin erkannte also, daß der Ausweg, der sich ihm zu öffnen schien, unzulässig sei, und er trotz aller Folgen, die jetzt in immer drohenderer Gestalt sich seinem Geiste zeigten, das Beichtgeheimnis voll bewahren müsse.

Während sich diese Gedanken im Geiste des Priesters mit Blitzesschnelle kreuzten und ihn zu dem eben angeführten Schlusse drängten, leuchtete der Maire in der Küche herum, ob er nicht noch andere Spuren des Verbrechens finde. Es dauerte auch nicht lange, da entdeckte er den Zipfel des Tuches, welches Loser in der Eile seiner Flucht nur zum Teile unter den Küchenschrank geschoben hatte. Der Maire zog es hervor und mit ihm das große Messer. Ein Schrei des Schreckens entrang sich aller Lippen, als er das blutbefleckte Tuch auf dem Küchentische ausbreitete und das Messer, das an Hest und Klinge ebenfalls deutliche Blutspuren zeigte, schauernd da-
zulegen.

„Kein Zweifel!“ rief der Bürgermeister. „Hier haben wir das Werkzeug der unseligen Tat.“

„Arme Schwester —, und die Pfaffen, denen du jeden Heller zugetragen hast, haben dich zum Danke ermordet.“ sagte der Gemeindegemeinder mit einem wüthen Blick auf den Pfarrer.

„Das Messer gehört jedenfalls Ihnen“, bemerkte der Notar. „Das Schildchen am Hest trägt die Buchstaben F. M. Und auch das Tuch ist so gezeichnet!“

„Was sagen Sie dazu? Wie erklären Sie das?“ fragte in begreiflicher Auf-

regung der Maire und faßte den Pfarrer fest am Arme.

Abbe Montmoulin war beim Anblick dieser neuen Beweisstücke, welche seine Schuld fast mit Sicherheit darzutun schienen, leichenblaß geworden. Der Gedanke, Loser habe das alles in die Küche des Pfarrers gebracht, um den Verdacht der Blutschuld auf diesen zu wälzen, schien bestätigt; ja schon der Benützung dieses Messers zum Morde schien derselbe teuflische Plan zu Grunde zu liegen. Der Mönch hatte gewiß keinen Anspruch auf Schonung seitens des Pfarrers. Aber wiederum sagte sich dieser: „Das ist kein sicherer Beweis, daß Loser nicht wirklich beichten wollte; ich darf also dennoch nicht reden.“

„Das Messer“, antwortete endlich Abbe Montmoulin, sichtlich nach Fassung ringend, „gehört gewiß mir. Auch das Tuch. Es ist dasselbe, in welches ich Madame Blanchard die Geldsumme einband. Wie das Messer und das Tuch in diesen Zustand kamen, und wer sie unter den Küchenschrank versteckte, vermag ich nicht zu sagen. Das Messer wurde übrigens von der alten Susanne schon beim Frühstück vermißt.“

„Wahrscheinlich hatte es der Mörder schon vorher weggenommen und für seine Tat bereitgelegt! Aberhaupt scheint derselbe den Mord recht gut vorbereitet zu haben. Nur rechnete er dabei etwas gar naiv, wie mir scheint, darauf, daß gewisse Umstände, etwa die Heiligkeit seines Standes, jeden Verdacht von ihm ablenken würden“, sagte der Maire.

„Herr Bürgermeister, Sie haben jetzt schon wiederholt in verschiedenen Wendungen den Verdacht ausgesprochen oder doch nahegelegt, ich selbst könnte der Täter sein — ich muß endlich mit aller Entschiedenheit Verwahrung dagegen erheben!“ entgegnete der Pfarrer.

„O natürlich! Diese Entrüstung steht Ihnen nicht übel, nur kommt sie erst jetzt, angehts dieser erdrückenden Beweise, etwas spät!“ rief der Maire spöttisch. Dann änderte er den Ton und sagte: „Besser würde Ihnen ein offenes Geständnis stehen. Sie würden sich dadurch jedenfalls Anspruch auf ein mildereres Strafmaß verdienen!“

„Mögen die Umstände scheinbar noch so laut gegen mich zeugen — ich bin unschuldig!“ rief der Pfarrer.

„So erklären Sie doch die vorliegenden Tatsachen! Loser, auf den ja sonst allenfalls ein Schein des Verdachtes fallen

könnte, war abwesend, wie Sie selbst eingestanden. Wer kommt denn sonst in Ihre Küche und nimmt das Messer fort? Wer wußte überhaupt, daß Madame Blanchard diese Geldsumme zu dieser bestimmten Stunde bei Ihnen holen würde? Wer kannte ihre Gewohnheit, den Weg durch das Oratorium und die dunkle Wendeltreppe zu nehmen, so daß er ihr gerade an dem günstigsten Platze auflauern und sie ermorden konnte? Wer? frage ich! Sie werden doch nicht sagen wollen, die alte Susanne könne die Täterin sein?“

„Ich kann nur wiederholen, daß ich unschuldig bin; Gott ist mein Zeuge!“ sagte Abbe Montmoulin mit einem Blicke nach oben.

„Rufen Sie nicht noch Gott zum Zeugen an und verdrehen Sie ihre Augen nicht also, Sie Heuchler!“ donnerte ihn der Bürgermeister an.

„Glauben Sie nur nicht, daß Sie uns mit Ihrer frommen Miene einen blauen Dunst vormachen können“, sagte der Notar.

„Das Blut meiner armen Schwester fordert Rache!“ rief der Gemeindefschreiber. „Ich werde nicht ruhen, bis ich Sie auf dem Schafott, unter der Guillotine sehe!“

Abbe Montmoulin hatte das Vorgefühl, daß man ihn vor Gericht wohl nicht anders beurteilen und auch dort seine Bezeugungen der Unschuld als Heuchelei ansehen werde. Er empfand die ihm angetane Unbill schwer und dachte an die Bitterkeit des Kelches, welcher ihm noch zu leeren blieb. Aber er konnte nichts tun, denselben abzuwehren, als beten. Und so betete er leise mit dem Heilande am Ölberge abermals: „Herr, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch an mir vorüber; aber nicht mein Wille geschehe, sondern der deinige!“

„Sie wollen also nicht gestehen?“ fragte der Bürgermeister noch einmal.

„Ich habe nichts zu gestehen“, wiederholte der Pfarrer ruhig. „Sie mögen mich für einen Heuchler halten oder nicht: ich bin unschuldig und vertraue auf Gott, daß er meine Unschuld an den Tag bringen wird.“

„Man wird vor Gericht sehen, was die Geschworenen angesichts der Tatsachen von Ihrer Unschuld denken! Folgen Sie uns einstweilen in Ihre Wohnung, wo Sie die Güte haben werden, Ihr blutbeflecktes Kleid gegen dieses allerdings auch nicht sehr reine umzutauschen. Wir

wollen dann die Beweise Ihrer Unschuld: das Kleid, den Armforb, das Tuch und das Messer, hübsch zusammenlegen. Es erübrigt nun nur, daß wir auch noch die 12 000 Franken in Ihrem Besitze finden, und vielleicht gelingt uns das ebenfalls. Inzwischen können wir mit den Erfolgen unserer vorläufigen Untersuchung recht zufrieden sein. — Sieh da — Herr Carillon und der Gendarm! Ist das Telegramm expediert? Gut! Wir sind unterdessen auch nicht müßig gewesen, Herr Carillon: den Korb der Ermordeten und das blutbefleckte Messer, mit welchem die Tat begangen wurde, zusamt dem Tuche, an dem der Mörder es abwischte — beide bezeichnet mit dem Namen unseres hochwürdigsten Pfarrers! — haben wir gefunden.“

„Nicht möglich!“ rief der Wirt und schoß einen böshaftern Blick auf den ihm verhassten Geistlichen. „Das wird ja eine seltene Erbauung: ein Pfaffe Mörder, Raubmörder —“

„Und Heuchler dazu und alles zusammen in der Soutane, — ja, die Sache wird von sich reden machen“, schloß der Maire und faßte dabei den Vorsatz, diesen Trumpf bei den bevorstehenden Wahlen kräftig auszuspielen. „Jetzt aber zurück in das Wohnzimmer, wo wir das Protokoll vor der Ankunft des Untersuchungsrichters noch vollenden wollen! — Grisable“, — redete er den Gendarmen an — „Sie begleiten den Herrn Pfarrer und lassen ihn nicht aus den Augen, auch während er das Kleid wechselt. Wer weiß, der Herr könnte zum Abschluß seiner Taten auch noch mit dem Tode eines Judas enden wollen, und da bin ich denn doch der Meinung, daß sein Erscheinen vor dem Kriminalgericht und allensfalls auf dem Schafott eine erbaulichere Sühne sei.“

Abbe Montmoulin konnte sich vor Seelenschmerz und körperlichem Unwohlsein kaum mehr auf den Füßen halten und folgte dem Gendarmen willig in sein Schlafgemach. Nachdem er dort die mit Rot bedeckte Soutane angezogen hatte, warf er sich auf sein Bett und verfiel nach kurzer Frist, gänzlich erschöpft, in einen wohlthätigen Schlaf.

In der Wohnstube schrieb indessen der Notar ein langes und umständliches Protokoll, das sich zu einer förmlichen Anklageschrift des armen Pfarrers gestaltete. Endlich war das Schriftstück fertig; es wurde verlesen, mit Zusätzen am Rande versehen und von den drei

Herren unterschrieben. Auch der Wirt durfte seinen Namen für den Absatz: „Die Auffindung der Leiche betreffend“, darunter setzen. Carillon rechnete sich das zu einer besonderen Ehre, wie er unter tiefer Verbeugung dem Bürgermeister erklärte. Dann holte er einen Korb herbei, den er auf dem Rückwege vom Telegraphenbureau aus seinem Hause mit sich genommen, und stellte Flaschen und Gläser, Salami und Käse, Teller und Zubehör auf den Tisch.

„Ein hochfeiner Chateau-Margaux, meine Herren, alt und rein!“ sagte Herr Carillon. „Wahre Arznei nach der Aufregung und dem Schrecken der Nacht! Ich bitte Sie, diese kleine Gabe aus meinem Keller nicht zu verschmähen. Mögen Sie in derselben ein Zeichen meiner grenzenlosen Achtung erkennen, mit welcher ich immer die Behörden, namentlich aber unsern vortrefflichen Maire, ganz ergebenst verehere. Ich möchte Sie ersuchen, meine Herren, dieses Glas mit mir auf sein Wohl zu trinken. Die Tatkraft, die Umsicht, die vollendete Weisheit, mit welcher er an das düstere Verbrechen des Klerikalismus herangetreten ist und ihm die Larve der Heuchelei schon so gut wie abgerissen hat, weist ihm einen Ehrenplatz unter den hervorragendsten Beamten unseres Kreises, unseres Departements, Frankreichs an. Der Tropfen, den ich einschenke, meine Herren, ist so edel, daß der große Racine ihn wohl „eine Träne, die dem Auge der Gerechtigkeit entfiel“, genannt haben würde. Meine Herren! was könnte passender sein als dieser Gedanke bei dem furchtbar ernsten Werke, das wir hier als Diener der Gerechtigkeit — der göttliche Corneille nennt sie auch Themis oder Thetis — im Dunkel der Nacht vollbringen?“

Die Herren mochten den Gedanken des Herrn Carillon, der in jungen Jahren als Schauspieler mit einer Truppe die Provinzialstädte durchzog, passend oder unpassend finden: sie fanden den Einfall des Wirtes, einige Flaschen Wein samt Zubehör herzubringen, sehr am Platze und nahmen die gewohnten rhetorischen Abungen des Schwäzers gerne mit in den Kauf. Der kurze Rest der Nacht wurde also hinter der Flasche zugebracht, wobei man die gemachten Entdeckungen hin und her besprach und sich immer in die Überzeugung hineinredete, niemand anders könne Madame Blanchard ermordet haben als der Abbe.

Elftes Kapitel

Der Untersuchungsrichter

Der Tag brach endlich an. Die ersten Strahlen der Sonne, welche in ihrer ganzen Herrlichkeit über die Höhen von Brignoles aufstieg, beleuchteten ein wundervolles Bild provençalischer Frühlingspracht. Die vielen kleinen Dörfer und einzelnen Gehöfte in den Tälern zwischen der Ste-Baume und der Kette von Ste-Victoire waren von einem Kranze blühender Pfirsich- und Pflaumenbäume umschlungen, in deren Kronen das emsige Volk der Bienen summte, geschäftig die süße Frühtracht in die Strohförbe sammelnd, während die Finken ihr keckes Frühlingslied von allen Zweigen schmetterten. Da und dort ertönte Glockengeläute und rief die Dorfbewohner zur Pfarrmesse; fromme Mütterchen und Gruppen von Schulkindern gingen den Kirchen zu; das übrige Landvolk zog in hellen Scharen nach den Gärten und Weinbergen zur Arbeit.

Nur in Ste-Victoire stockte heute das gewohnte Leben. Raum hatten sich mit dem Frührot die Türen geöffnet, so ging auch die Schreckenskunde von dem Morde von Haus zu Haus.

„Habt Ihr's gehört, Frau Nachbarin? die gute Madame Blanchard ist ermordet!“ rief Camille der Sibylle über die Straße zu.

„Um Gottes willen! Es wird doch nicht sein!“

„Ja, und was das Schrecklichste ist“, könnte es aus einem andern Fenster, „sie sagen, der Herr Pfarrer selbst habe sie mit seinem Brotmesser erstochen!“

„Mein Gott, wie könnt Ihr etwas so Schreckliches sagen? Ihr begeht ja eine schwere Todsünde!“

„Warum nicht gar! Die Geistlichen sind um kein Haar besser als die andern Menschen. Hat nicht vor etlichen Jahren in Paris ein Priester den Erzbischof in der Kirche erstochen und ist dafür guillotiniert worden? Übrigens habe ich es von der Magd des Herrn Carillon, des Wirtes zur Goldenen Rose. Sie mußte in aller Eile ein Frühstück für den Herrn Maire und die Herren vom Gerichte in das Kloster hinauf besorgen. Der Herr Maire und der Notar und der Gemeinbeschreiber — mein Gott — es war ja seine Schwester! — sind die ganze Nacht im Kloster gewesen und haben alles herausgebracht.“

„Ja die! jetzt glaub' ich's erst recht nicht, daß unser Herr Pfarrer, ein so frommer und heiliger und wohlthätiger Mann, ein solches Verbrechen begangen hat. Es geht ja auch nicht einer von diesen Herren des Sonntags in die Messe oder an Ostern zur Kommunion. Der Pfarrer ist ihnen schon lang ein Dorn im Auge. Sie werden ihm diese Tat anzuhängen suchen.“ Es war eine stämmige Frau, welche Abbe Montmoulin so kräftig verteidigte, und sie machte ordentliche Fäuste gegen „diese Herren.“

„Nehmt Euch in acht, Frau Nachbarin!“ erwiderte ihr ein schüchternes Frauchen, das sprachlos vor Schrecken bis jetzt zugehört hatte. „Wenn der Maire diese Reden erfährt, kann er Euch eintürmen lassen.“

„Der soll es wagen, so ein Mensch, der nicht einmal seiner Frau die Treue hält, der —“

„Seht, seht! was kommt da die Gasse herauf? Weiß Gott, berittene Gendarmen! Und ein Zweispänner — das werden wohl die Herren vom Gerichte sein!“ riefen jetzt die Nachbarinnen durcheinander und unterbrachen die Strafpredigt ihrer Gefährtin gegen den Bürgermeister.

„Du lieber Himmel! Sie holen unsern Pfarrer mit der Polizei!“ — „Es muß also doch etwas daran sein!“ — „Kommt mit zum Kloster hinauf, das müssen wir sehen!“

„Ja, lauft nur, ihr dummen Weibsbilder! Ich werde mit keinem Auge hinsehen, wenn sie den guten Mann vorüberschleppen. Und nie, nie werde ich glauben, daß ein Mann, der so viel für die Armen und Kranken tut, ein Mörder sei, und wenn auch der Maire auf seinen Eid aus sagte, er habe es mit eigenen Augen gesehen!“ Damit schlug die wackere Frau die Fenster klirrend zu und eilte, wahrlich nicht in der besten Laune, in die Waschküche, wo sie ihren Ärger an den Kesseln und Bütteln ausließ.

Auf dem Platze vor dem Kloster drängten sich die Neugierigen und besprachen, wie es das Naturell der Südländer mit sich brachte, laut und lärmend das schreckliche Ereignis. Abbe Montmoulin mußte auch bei verschlossenem Fenster manches harte Urteil von solchen hören, denen er nur Gutes erwiesen hatte. So ist nun einmal das Herz der Menschen; wandelbar, stets geneigter, Schlimmes statt Gutes vom Mitmenschen zu glauben, empfindet es eine geheime Freude

an jedem Skandal, namentlich wenn derselbe über Vorgesetzte und Hochgestellte verbreitet wird, und ist nur zu leicht geneigt, mit dem Pöbel „Kreuzige ihn!“ zu schreien. Edle Menschen, die in solchen Stunden der Aufregung ein Wort für den Angegriffenen haben, und deren Seele der traurige Fall eines bis dahin tadellos dastehenden Mitmenschen mit wirklichem Schmerz erfüllt, werden sich nicht leicht unter die neugierige Menge stellen.

„Man sollte den Pfaffen gleich hier an den Ölbaum hängen“, sagte ein stämmiger Bursche, die Augen rollend, „ehe die Gendarmen von Nir kommen. Ihr werdet sehen, vor Gericht schwächt ihn so ein Advokat doch an der Guillotine vorbei. Und hier könnten wir ihn auch besser zappeln sehen.“

„Nein, nein“, sagte ein Mehger, „sie haben solche Beweise, daß ihm der beste Advokat nicht helfen kann. Seine Coutane ist ganz voll Blut, und das große Brotmesser, mit dem er sie erstach, ebenfalls. Ich hätte dem kleinen Cure kaum die Courage zugetraut.“

„Ach was! die alte Betschwester wird sich wenig gewehrt haben! Und dann, das viele Geld, das er ihr abnahm, das hätte wohl auch noch andern Mut gemacht. Sie sagen ja, es seien über 20 000 Franken“, sagte ein Krämer.

„Mehr, mehr, 50 000! 100 000!“ rief man rechts und links.

„Ich will euch was sagen!“ flüsterte der kleine Flickschneider. „Es ist ein wahres Glück für den Loser, den Rüster, daß er Sonntag abend nach Marseille verreiste und noch nicht zurückkam. Wäre der dagesewesen, so würde der Verdacht ganz gewiß auf ihn und nicht auf den Pfarrer fallen.“

„Ach was, das sagst du nur, weil du selber gern Rüster geworden wärest, und weil du deshalb den Mann nicht ausstehen kannst!“ rief der Krämer.

„Es ist aber doch etwas daran an dem, was das Schneiderlein da gesagt hat“, meinte der Mehger. „Dem Loser würde ich schon eher die Courage zugetraut haben; der hat das Handwerk im letzten Kriege gelernt und soll dabei einigen Dutzend Preußen eigenhändig den Gar aus gemacht haben. Wäre der dagesewesen —“

„Hört, was Herr Carillon sagt!“ rief man jetzt von allen Seiten. Denn der Wirt zur Goldenen Rose war eben unter die Klosterpforte getreten und alles

strömte hin, um von ihm etwas Neues zu hören und wo möglich in das Kloster einzudringen, das bis jetzt verschlossen war. „Zurück, liebe Mitbürger!“ begann der Wirt. „Niemand darf das Kloster betreten, bevor die Herren des Gerichtes alles untersucht und bestätigt haben, was wir diese Nacht — ha, es war die gräßlichste meines Lebens! — im erhabenen Dienste der Gerechtigkeit untersucht und ausfindig gemacht haben. Ich sage „wir“, Mitbürger; denn auch ich habe mein bescheidenes Scherflein dazu beigetragen, daß die Unschuld gerächt und das Verbrechen gestraft werde, und der Herr Maire — einen erleuchteteren Mann gibt es nicht als unsern Maire, und unser Dorf kann stolz auf ihn sein! — hat darauf bestanden, daß auch ich meinen bescheidenen Namen unter das Protokoll setze, welches die Greuelthaten des Klerikalismus entlarvt, an den Pranger stellt, ja ich darf sagen, den ganzen Stand dieser Wölfe im Schafspelz unter das Messer der Guillotine legt. Denn wenn unser Cure, einer der besseren im Lande, dieser himmelschreienden Bluttat fähig war, wessen soll man sich dann von den andern versehen? Aber es ist gut, daß gerade jetzt vor den Wahlen diese Greuelthat geschehen mußte und von uns der Schleier der Heuchelei zerrissen wurde, in den sich der Klerikalismus hüllen wollte. Das Departement, ganz Frankreich soll davon hören und sich entsetzen. Das Licht, das wir hier in Ste-Victoire aufstecken, wird ein Leuchtturm für unser teures Vaterland sein, und in seinen Strahlen wird man die Wahrheit des großen Gambetta erkennen: Le cléricisme — voilà l'ennemi! Ein Verräter an Frankreich ist also, wer seine Stimme bei den nächsten Wahlen dem klerikalen Kandidaten gibt. A bas la calotte! Nieder mit den Pfaffen!“

Der zungenfertige Wirt zur Goldenen Rose hätte gewiß zu Nutz und Frommen seiner Zuhörer noch lange fortgeredet, wenn nicht jetzt die Gendarmen und das Gerichtspersonal von Mir auf dem Klosterplatz erschienen wären. Die berittenen Polizisten stellten sich rechts und links von der Pforte auf, und der Wagen fuhr vor. Herr Carillon stürzte sich auf den Schlag, um ihn zu öffnen. Es entstieg ihm zunächst ein schwarzgekleideter Herr mit großer, blauer Brille und weißem Schnurr- und Kinnbart. Er küßte seinen Zylinder ein klein wenig vor dem sich tief verneigenden Wirte und fragte:

„Habe ich die Ehre, den Herrn Maire —“ „Doch nicht — mein Name ist Carillon, Wirt zur Goldenen Rose. Sie werden meinen Namen unter dem Protokoll finden, Herr Untersuchungsrichter! Der Herr Maire ist oben beim Inkulpanten, d. h. eigentlich bei dem schon überwiesenen Verbrecher. Denn der Herr Untersuchungsrichter wird finden, daß wir ihm tüchtig vorgearbeitet haben. Ich werde die Ehre haben, Ihnen den Weg hinauf zu zeigen. Die Herren Gendarmen werden inzwischen das von gerechter Entrüstung beseelte Volk an dem Betreten des Klosters hindern und dafür sorgen, daß es nicht etwa in heiligem Zorne Nachse an dem Mörder nehme, der die Coutane trägt.“

Dem Untersuchungsrichter folgte ein Polizeioffizier und ein Sekretär mit einer großen Mappe aus dem Wagen. Ohne ein Wort auf die lange Rede zu erwidern, folgten die drei Carillon in die Wohnung des Pfarrers, wo der Maire seine Gefährten und sich vorstellte. Der Untersuchungsrichter, Herr Barthelot, ließ sich dann zunächst kurz den Fall erzählen.

„Wir dachten zuerst an ein Unglück, das der alten Dame beim Verlassen dieses weitläufigen Gebäudes zugestoßen sei, und wunderten uns nur, wie wenig entgegenkommend der Pfarrer sich zeigte, als wir die nötige Durchsuchung der Korridore vornehmen wollten. Erst nach und nach, als wir die Leiche fanden, kam uns der Verdacht, der Pfarrer sei der Schuldige, teils seines auffallenden Benehmens wegen, teils weil zur Zeit des Verbrechens niemand anders im Kloster war. Dann trafen wir ihn heimlich damit beschäftigt, ungeheure Blutsflecken aus seiner Coutane auszuwaschen, und fanden gleich darauf den Korb der Ermordeten und das Messer, mit dem offenbar die Tat geschehen ist, zusamt einem Tuche, an welchem dasselbe abgewischt wurde, in der Küche des Pfarrers versteckt.“

„Allerdings sehr schwerwiegende, ja überwältigende Beweismittel. Ich mache Ihnen mein Kompliment zu Ihrer Ermittlung. Und was sagt der Angeschuldigte dazu?“

„Er leugnet. Er beteuert frech seine Unschuld. Er hat den Mut, Gott zum Zeugen derselben anzurufen. Wollen Sie ihn sehen? Er wird hier nebenan von unserem Gendarmen bewacht.“

„Nicht jetzt. Ich will zunächst mit dem Herrn Offizier das Protokoll durchlesen,

daß Sie über Ihre ja sehr erfolgreiche Untersuchung aufsehten, wie ich höre. Dann wollen wir uns den Ort des Verbrechens und die übrigen Räumlichkeiten dieses Hauses genau ansehen. Der Gerichtsarzt ist doch zur Stelle zitiert? Gut. Wir werden seinen Bericht hören. Das Geld, die geraubte Summe, ist die auch gefunden worden?"

"Leider nicht. Wir nehmen an, daß der Pfarrer die Summe irgendwo in diesem weitläufigen Bau versteckt hat."

"Nicht unwahrscheinlich. Jedenfalls muß das ganze Haus auf das genaueste durchsucht werden. Herr Picard, Sie haben wohl die Güte, mit einem Ihrer Leute diese wichtige Sache gleich in Angriff zu nehmen. Wir wollen unterdessen den Ort der Tat und was damit zusammenhängt in Augenschein nehmen."

Der Maire führte also den Untersuchungsrichter, nachdem derselbe das Protokoll aufmerksam gelesen hatte, zunächst in die Küche und zeigte ihm das Messer und das Tuch und den Platz, wo sie gefunden wurden. „Es ist auffallend“, sagte der Untersuchungsrichter, „daß diese Sachen so schlecht verborgen waren. Es sieht aus, als ob sie absichtlich dahin gesteckt wären, daß man sie hier finde. Man hat aber freilich auch Beispiele, daß der Täter absichtlich so handelte, um sagen zu können: so unvorsichtig würde ich doch nicht selbst mich verraten haben. Hat der Pfarrer so etwas gesagt, als man das Messer hier fand?"

"Nein. Er spielte den Verblüfften und beteuerte seine Unschuld", antwortete der Maire.

Man untersuchte nun die blutbefleckte Coutane. „Wie erklärt der Pfarrer diese Flecken?" fragte der Untersuchungsrichter, und als er die Antwort des Maire vernommen, sagte er achselzuckend: „Der Pfarrer konnte für sich nichts Ungeschickteres tun, wenn seine Erklärung zutreffend wäre! Man hätte sofort erkennen können, daß die Flecken von geronnenem Blute herrührten; jetzt hat er daselbe wieder aufgelöst, und es wird nun sehr schwer halten, festzustellen, ob es frisches oder geronnenes Blut war."

Der Maire geleitete nun den Herrn durch den dunklen Korridor des Marienflügels in das Oratorium und bemerkte, nach des Pfarrers Zeugnis habe die Ermordete regelmäßig diesen Weg genommen, um eine Anbetung des Sakramentes zu machen, und sei dann die finstere

Wendeltreppe hinabgestiegen. Hierauf zündete er eine Kerze an und leuchtete dem Untersuchungsrichter bis zum Treppenaufgang vor der Sakristeikammer. „Hier ist die Tat geschehen!" erklärte er. „Hier in dieser Ecke hinter der geöffneten Türe muß der Mörder sein Opfer erwartet haben!"

"Wie konnte der Pfarrer hierhin gelangen, wenn er seiner Angabe und Ihrer Annahme gemäß sie oben an seiner Türe verabschiedete?"

"Auf einem doppelten Wege: entweder durch die Haupttreppe und den Kreuzgang diese Treppe herauf, oder indem er sich an der ruhig im Oratorium Betenden auf dem Wege, den wir gekommen sind, vorüberschlich."

"Er hätte sie auch begleiten und hier an dieser allerdings günstigsten Stelle überfallen können. — So viel ist sicher: nur ein Mensch, welcher mit der Anlage dieses Hauses und den Gewohnheiten der Ermordeten völlig vertraut war, konnte diese Tat vollbringen."

"Er mußte überdies wissen, daß die Tote gerade zu dieser Stunde mit einer solchen Geldsumme diesen Weg einschlagen würde. Wer konnte das anders wissen als der Pfarrer?"

"Sie haben recht. Die Verdachtsgründe sind wirklich erdrückend. Öffnen Sie nun die Türe, bitte."

Von der Schwelle aus betrachtete der Untersuchungsrichter die mit dem Bahrtuche bedeckte Leiche.

"Das Grabtuch haben natürlich Sie darüber gespreitet?" fragte er den Maire.

"Nein, nein! genau so fanden wir sie und haben das Tuch nur so weit gelüftet, um uns von der Identität und dem Tode Madame Blanchards zu überzeugen."

"Das ist sehr sonderbar! Das hätte ein gewöhnlicher Mörder kaum getan! Darin verrät sich die Hand des Geistlichen."

"Lassen Sie die Decke so liegen, bis der Gerichtsarzt zur Stelle ist. Und nun sagen Sie mir, wie hat sich der Pfarrer benommen, als Sie die Leiche fanden?"

"Daß er uns zuerst einen andern Weg führte, obgleich er wußte, Madame Blanchard werde diesen Weg gegangen sein, glaube ich Ihnen schon gesagt zu haben. Als er uns dann doch hier vorbeiführen mußte, warf er einen eigentümlichen ängstlichen Blick auf diese Türe — ich bin dessen sicher: gerade dieser Blick veranlaßte mich, die Türe zu öffnen — und im selben Augenblicke ging

seine Lampe aus.“

„Hat er sie ausgeblasen?“

„A—ein, ich habe das wenigstens nicht bemerkt. Ich glaube, es war Zugluft. Aber was uns allen auffiel: er hatte in dem einen Blick sofort die Leiche erkannt, während wir nur das unheimliche Bahrtuch klar gesehen hatten. Dann kniete er, selbst bevor Licht zur Stelle war, hier neben die Leiche hin und stellte sich betend.“

„Er scheint hier wirklich in dem geronnenen Blute gekniet zu haben, und somit dürfte seine Erklärung der Blutsflecken die richtige sein. — Aber freilich, das beweist noch lange nicht seine Unschuld! Schließen Sie die Kammer vorläufig. Wir wollen wieder in das Zimmer hinauf.“

Während sie nun zusammen die Treppe hinaufstiegen, fragte der Untersuchungsrichter, ob es auch ganz gewiß sei, daß der Küster zur Zeit der Tat sich nicht im Hause gefunden habe. Der Maire antwortete, das sei absolut erwiesen und werde auch vom Pfarrer selbst zugestanden. — Wer sonst noch um die Zeit zwischen 10 und 11 Uhr im Kloster gewesen sei? — Niemand als der Pfarrer und die Ermordete. Die alte Magd Susanne sei vom Pfarrer, bevor die Ermordete das Kloster betrat, unter dem Vorwande, er sei unwohl und wolle sich zur Ruhe legen, mit der Weisung fortgeschickt worden, erst am folgenden Tage wieder zu kommen. Der alte Jacques, der in Abwesenheit des Küsters um Mittag den Angelus geläutet habe, sei erst einige Minuten vor 12 Uhr, also zur Zeit, da die Tat schon geschehen, in das Kloster gekommen und habe dasselbe sofort wieder verlassen.

„Wenn sich das wirklich beweisen läßt“, sagte der Untersuchungsrichter, „so ist das für sich schon ein erdrückender Schuldbeweis. Ich werde die Magd und den Mann, der den Angelus läutete, verhören; bestellen Sie dieselben sofort. — Nun hätten wir noch das Motiv, den Beweggrund zu erwägen, der den Pfarrer zu dieser Tat hätte bewegen können. Rache, Eifersucht und ähnliches kann hier wohl nicht in Frage kommen — das einzige wird die allerdings große Geldsumme sein. Gilt der Pfarrer als sehr geizig?“

„Im Gegenteil. Ich muß ihm das Zeugnis geben, daß er gegen die Armen und Kranken sogar über seine Mittel wohlthätig ist.“

„Hm, hat er sich vielleicht gerade dadurch drückende Schulden aufgebürdet?“

„Nicht daß ich wüßte. Aber er ist arm und hat eine arme Mutter, die er schon lange gern zu sich genommen hätte. Sie war Sonntag hier auf Besuch und ist erst Montag morgen — in der Tat kaum eine Stunde vor dem Morde — nach Alg zurückgekehrt, wo sie in ziemlich bedrängten Verhältnissen leben soll. Hm, da kommt mir ein Gedanke —“

„Mir auch“, unterbrach ihn lebhaft der Untersuchungsrichter. „Nicht wahr, die hätte am Ende das Geld mit nach Alg nehmen können, und dann dürften wir hier umsonst danach forschen?“

„Ich würde es glauben, wenn nicht die von der Ermordeten unterschriebene Quittung vorläge!“

„So, auch eine Quittung hat er sich noch geben lassen? Das macht mir die Sache noch wahrscheinlicher. Die Unterschrift konnte er von der gutmütigen Person leicht durch einen Kniff erhalten, z. B. er sagte ihr — das paßt ja ganz prächtig — er habe die Summe in dem sichern Schrank der Sakristei verschlossen und wolle sie ihr unten ausbezahlen. Sie sagten mir ja, die Wendeltreppe führe auch zur Sakristei? Nun, Madame Blanchard wird also oben, um nicht noch einmal zurückkehren zu müssen, den Empfangsschein unterzeichnet haben und erhielt dann auf dem Wege zur Sakristei statt des Geldes den Messerstich. Was sagen Sie zu dieser Annahme?“

„Ich bewundere Ihren Scharfsinn, Herr Untersuchungsrichter. So paßt alles vortrefflich, so wird es geschehen sein!“

„Erfahrung, nichts als Erfahrung, mein lieber Maire! Wenn man so lange im Amte ist wie ich, so lernt man nach und nach die Schliche der Verbrecher kennen. Nun, wir haben jetzt, dank Ihrer ausgezeichneten Beihilfe, was ich „eine sichere Operationsbasis“ zu nennen pflege. Daraufhin wollen wir jetzt handeln. Zunächst ein Telegramm nach Alg, daß diese Frau Montmoulin der besonderen Aufmerksamkeit der Polizei empfiehlt. Sie kennen doch die Adresse?“

„Leider nicht. Wüßte auch nicht, wer dieselbe hier außer dem Pfarrer kennen sollte.“

„Nun, derselbe wird sie uns nennen. Jetzt müssen wir noch rasch, nur der Form wegen, diese alte Magd verhören und den Mann, der den Angelus läutete; dann kommt die Reihe an den Insulpaten.“

Zwölftes Kapitel

Das Verhör

Während dieses Gespräches hatte der Untersuchungsrichter mit dem Maire den langen Korridor durchschritten und stand wieder vor der Wohnung des Pfarrers. Herr Carillon erwartete sie daselbst und teilte ihnen mit, er habe sich die Ehre gegeben, für die Herren im anstoßenden Zimmer ein kleines Frühstück zu servieren. Der Herr Untersuchungsrichter werde ja bei seiner plötzlichen Abreise kaum Zeit gehabt haben, etwas zu genießen.

„In der Tat konnte ich kaum eine Tasse Kaffee trinken und werde gleich nach Beendigung des Verhörs von Ihrer gütigen Einladung Gebrauch machen. Jetzt aber wollen wir voranmachen. Das Telegramm nach Aix kann nicht früh genug abgeschickt werden“, fügte er, zum Maire gewendet, hinzu. Doch ließ sich der Herr bewegen, ein Glas Madeira zu trinken und etwas kaltes Huhn dazu zu nehmen, während man den Nachbar Jacques und die alte Susanne herbeirief.

Der alte Jacques war einige Minuten vor 12 Uhr herübergekommen, hatte geläutet und war sofort wieder nach Hause zurückgekehrt, wie er beweisen könne; er hat nichts gesehen und nichts gehört — letzteres war bei seiner Taubheit nicht zu verwundern. Er hatte namentlich von dem Küster Loser nichts gesehen und nichts gehört, werde übrigens in seinem Leben niemals wieder demselben einen solchen Liebesdienst erweisen, da man dadurch nur Scherereien mit der Polizei bekomme und am Ende gar nach Aix vor Gericht müsse.

Die alte Susanne wurde vom Gendarmen mit Gewalt vor den Untersuchungsrichter gebracht, und man bekam in den ersten Minuten kein verständliches Wort von ihr zu hören; sie jammerte und schluchzte hinter ihrer Schürze, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Da auf einmal ließ sie die Schürze fallen und fuhr gegen den Maire und den Untersuchungsrichter los, wie man ihr, einer siebzugjährigen, unbescholtenen Jungfrau, die Schande antun könne, sie mit dem Gendarmen holen zu lassen. Ob man am Ende gar sie für die Mörderin der guten Madame Blanchard halte? Man solle es nur sagen; es wundere sie gar nichts mehr, da man die himmelstreichende Frechheit habe, einen so guten

und frommen und heiligen Mann wie den Herrn Pfarrer für den Mörder auszugeben! Ja, was das für Zeiten seien! Das komme aber davon, wenn man einen Maire in der Gemeinde habe, der seine österliche Pflicht nicht erfülle und der — na, sie wolle nichts mehr sagen; man solle seine Frau fragen! Dann ging der Zornausbruch der guten Alten wieder in lautes Weinen über, und die Schürzenzipfel bedeckten aufs neue ihre Augen.

Der Untersuchungsrichter unterdrückte bei dem Ausfalle der Alten gegen den Maire nur mit Mühe ein Lächeln und winkte demselben, er solle ihn machen lassen. Zunächst erteilte er dem Gendarmen einen Verweis, daß er die ehrsame Jungfrau Susanne also unhöflich vorgeladen habe. Das wirkte schon etwas. Dann sagte er ihr, gerade um den Verdacht vom Herrn Pfarrer abzuwenden, habe man sie rufen lassen; sie möge also im Interesse des Pfarrers die Fragen beantworten, die man ihr vorlegen werde. Dazu war sie bereit, und nun bestätigte sie, daß das Messer schon am Morgen gefehlt habe; daß der Pfarrer ihr vor 10 Uhr gesagt, er sei unwohl, wolle sich zur Ruhe legen und sie brauche den Tag nicht mehr zu kommen; daß sie beim Verlassen des Klosters Madame Blanchard getroffen und nichts mehr von ihr gesehen oder gehört habe, bis am Abend spät die Jeannette gekommen sei, um sie mit der Nachricht zu erschrecken, Madame Blanchard sei noch nicht nach Hause zurückgekehrt.

„Und was haben Sie der Jeannette geantwortet?“

„Jesus, Maria und Joseph!“ habe ich geschrien, „der ist gewiß etwas zugestoßen!“

„Wie kamen Sie auf den Gedanken?“

„Weil der Herr Pfarrer mir gesagt hatte, sie komme, das viele Geld für das neue Krankenhaus bei ihm zu holen.“

„Hat sonst noch jemand darum gewußt, daß Madame Blanchard um diese Zeit das viele Geld im Kloster hole?“

„Nein, nein; wo denken Sie hin? Meinen Sie, ich sei eine Klatschbase? Da kennen Sie die alte Susanne schlecht! Keiner Seele habe ich ein Wort davon gesagt.“

„Und Sie haben gesehen, wie Madame Blanchard das Kloster betrat? Wie spät war es da?“

„Das kann ich Ihnen genau sagen. Es

schlug eben 10 Uhr. Sie grüßte mich und fragte, ob Abbe Montmoulin allein sei, und ich sagte: „Ja, mutterseelenallein!“ Denn seine Mutter war schon abgereist.“

„Hatte seine Mutter eine Tasche oder ein Körbchen in der Hand, als sie fortging?“

„Ja, der Pfarrer hatte ihr eine Tasche mitgegeben; ich glaube mit seiner Wäsche, welche sie ihm ausbessert.“

„War die Tasche schwer oder leicht?“

„Das weiß ich nicht. Ich wollte sie ihr die Treppe hinuntertragen; aber sie ließ dieselbe nicht aus der Hand.“

Der Untersuchungsrichter warf dem Maire einen Blick zu.

„Wissen Sie vielleicht, wo die Mutter des hochw. Herrn Pfarrers wohnt?“

„Ja, in der Rue de la Colombe zu Nr. Die Nummer weiß ich nicht. Sie hat einen kleinen Wollwarenladen, linker Hand, wenn man vom Gemüsemarkt her kommt. Wollen Sie vielleicht Ihre Strümpfe dort kaufen?“

„Wohl möglich, daß ich mit der würdigen Frau demnächst ein kleines Geschäft abzuschließen habe“, bemerkte der Herr, die Adresse rasch auf einem Streifen Papier notierend. Dann fragte er: „Sie sagten soeben, der Pfarrer sei ganz allein im Kloster gewesen, als Madame Blanchard zu ihm ging. Sind Sie dessen ganz gewiß?“

„Ja, ganz gewiß.“

„Der Küster war also nicht da?“

„Nein, der Lump ist am Sonntagabend nach Marfelle gegangen und noch nicht zurück.“

„Eh bien, Jungfer Susanne, was ist denn nun Ihre Meinung: wenn der Pfarrer ganz allein mit der alten Dame im Kloster war, auf wen muß denn wohl der Verdacht dieser Tat fallen?“

„Das weiß ich nicht! Jedenfalls nicht auf den Herrn Pfarrer, der ein so heiliger Mann ist!“

„Ja, auf wen denn? Madame Blanchard hat sich doch nicht selbst erstochen und beraubt?“

„Gewiß nicht, sie war eine sehr fromme und gottselige Frau und hätte dies nie getan. Viel eher glaube ich, der Teufel selbst habe es getan durch sich oder durch

irgend einen Lump, den er ganz gut durch die Luft herbeigetragen und wieder fortholen konnte, um dem guten Pfarrer diese heillose Geschichte über den Hals zu bringen.“

Alle lachten über diese allerdings wenig glaubwürdige und noch weniger moderne Erklärung der alten Susanne. Aber diese nahm das Gelächter nicht sehr gnädig auf und fragte: „Was ist denn da zu lachen? Ist denn das etwas so Seltenes, daß der Teufel einen holt? Da sollte ein Christenmensch einen heilsamen Schrecken empfinden, anstatt zu lachen! Und Sie namentlich, Herr Bürgermeister, haben gar keinen Grund zu lachen. Sie glauben zwar an keinen Teufel; es soll mich aber gar nicht wundern, wenn er Sie einmal holt!“

„Bravo, bravo, Dame Susanne! Ha, ha, ha!“ rief der wohlbeleibte Doktor Corbillard, der während dieser letzten Standrede der alten Magd eingetreten war, und schüttelte sich vor Lachen. „Bravo! Sagt's dem alten Sünder! Hätte meiner Lebtag nicht gedacht, daß Ihr eine solche Rednerin seid. Da ist ja der alte Cicero ein Stümper dagegen. Wenn die Klerikalen nur um einen Deut gescheiter wären, würden sie Euch nach Paris in die Kammer schicken. Ich glaube, Ihr würdet diese Schwerenöter von Liberalen alle vom Teufel holen lassen! — Aber nichts für ungut, meine Herren! Ich habe die Ehre, mich untertänigst dem Gerichte zur Verfügung zu stellen.“

„Unser Dr. Corbillard“, stellte der Maire ärgerlich genug den Arzt vor, während man der alten Susanne bedeutete, sie sei einstweilen entlassen. „Nun, Herr Doktor, Sie hätten auch etwas früher kommen können —“

„Keine Minute früher! Ich habe den Grundsatz: erst für die Lebenden, denen man noch helfen kann, und dann für die Toten, die auch viel geduldiger warten als z. B. Sie, Herr Maire. Und da zu gleicher Zeit mit Ihrer Einladung ein dringender Ruf zu einem Kranken kam, der mich eine Stunde weit in die Berge verlangte, treffe ich erst jetzt hier ein und stehe nun ganz zu Ihren Diensten.“

(Fortsetzung folgt.)